

Gann, Thomas: *Gehirn und Züchtung. Gottfried Benns psychiatrische Poetik 1910-1933/34*. Bielefeld: Transcript, 2007.

Die auf einer Hamburger Dissertation basierende Studie von Thomas Gann geht einer äußerst lohnenden und zumindest für Gottfried Benn nicht zureichend geklärten Frage nach: „In welchem Verhältnis stehen Literatur und psychiatrische Wissenschaft“ (S.13)? Die Antwort erhofft sich der Verfasser von der Kombination „primär diskursanalytisch[er], an vielen Stellen aber auch psychoanalytisch[er]“ (S.15) Perspektiven, d.h. er versucht, die Wissensarchäologie Michel Foucaults mit der strukturalen Psychoanalyse Jacques Lacans zu kreuzen und für die Benn-Lektüre produktiv zu machen. An diesen Ambitionen gemessen ist Ganns Buch eine Enttäuschung. Sie beginnt bereits im ersten der insgesamt fünf Teile, denn so erhellend eine Interpretation des stellvertretend für Benns frühe Lyrik herangezogenen Gedichts *Mann und Frau gehn durch die Krebsbaracke* (1912) auch sein mag – mit Psychiatrie hat es nichts zu tun. Es bleibt das Geheimnis des Verfassers, warum er die vor fast dreißig Jahren von Michael Winkler aufgestellte These, die *Krebsbaracke* sei eine Kontrafraktur Stefan Georges, noch einmal ausbreitet statt sich mit dem thematisch viel näherliegenden Gedicht bzw. Gedichtzyklus *Der Psychiater* (1917) zu beschäftigen. Um so richtiger ist dann die Feststellung zu Beginn des zweiten Teils der Studie, der den Rönne-Novellen gewidmet ist: „[E]in[en] Schritt in die Psychiatriegeschichte“ muß tun, wer den „epistemischen Rahmen jener ‚psychiatrischen Lehrbücher‘“ verstehen möchte, „die Benn als Medizinstudent wie als angehender Assistenzarzt las und studierte“ (S.40). Doch genau diesen Schritt verweigert Gann über weite Strecken seines Buches, was nicht nur zu Unschärfen im Detail, sondern auch zu Problemen in der Gesamtanlage der Untersuchung führt.

Scheint es sich anfangs um ein bloßes Versehen zu handeln, daß der Name der Ausbildungsanstalt Benns, die *Kaiser Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen*, falsch geschrieben (S.41) oder daß die Tätigkeit Benns als Psychiater irrtümlich auf einen Zeitraum von bis zu drei Jahren ausgedehnt wird (S.10 und S.12), so verfestigt sich im Laufe der Lektüre zunehmend der Eindruck quellenkritischer Sorglosigkeit. Zwar weist Gann zutreffend darauf hin, daß für das Frühwerk „[a]n vielen Stellen [...] konkrete Entlehnungen aus dem terminologischen Kosmos der Hirnanatomie bemerkbar“ (S.44) sind und stellt die Forderung auf, „dem Motiv des Gehirns nicht nur als allegorischem Großtopos, sondern in seiner detailgenauen literarischen Materialität und als einem konkreten Wissensgegenstand psychiatrischer Forschung nachzugehen“ (S.50), zieht dann aber den einzigen von Benn nachweisbar benutzten und seit 1990 durch

<sup>2</sup>Gann, Thomas: Gehirn und Züchtung. Gottfried Benns psychiatrische Poetik 1910-1933/34. Bielefeld: Transcript, 2007.

die Arbeiten Gerlinde F. Millers bzw. Martin Stingelins bekannten neurologischen Quellentext nicht heran – die Rektoratsrede *Gehirn und Seele* (1894) des (mit zwei anderen Büchern durchaus und ein wenig wahllos zitierten) Leipziger Hirnforschers Paul Emil Flechsig. Es ist deshalb keine große Überraschung, daß statt der versprochenen Diskursanalyse desöfteren eine Art Traumdeutung der Wissenschaftsgeschichte geboten wird. So dürfte zum Beispiel die pauschale Etikettierung der Hirnanatomie um 1900 als „eine Literatur des ‚Gehirns‘“ und „Ausgangspunkt eines neuen fiktionalen Modus von Theoriebildung“ (S.43) kritische Rückfragen hervorrufen – nicht zuletzt deshalb, weil man zu wenig über die historischen Leistungen und die (im ‚Hirmythologie‘-Verdikt Franz Nissls kulminierende) Krise des neurologischen Lokalisationismus erfährt. Entsprechend dünn bleibt die Erklärung der lebenslangen Obsession Benns für die Hirnforschung und deren literarische Ausmünzung: Eine „Bipolarität von Bejahung und Verneinung, Zuwendung und Abwendung gegenüber dem medizinischen Wissensdiskurs“ (S.52) sei zu beobachten. Einfach nur unplausibel ist die durch eine historische Koinzidenz begründete Interpretation der Rönne-Novelle *Die Eroberung* (1915), derzufolge darin der Weg des „Protagonisten durch eine Reihe von Untersuchungsanordnungen der klinischen Psychiatrie“ (S.69) geschildert, insbesondere aber auf Otto Pötzls Wahrnehmungstests an Weltkriegsverwundeten rekuriert werde – die von Gann herangezogene Monographie Pötzls ist erst dreizehn Jahre nach Benns Erzählung veröffentlicht worden.

Auch dort, wo der Verfasser wahrscheinlicheren Übertragungswegen zwischen den Texten Benns und der Psychiatrie seiner Zeit nachspürt, bleiben die Analysen oberflächlich. So beispielsweise in der Auseinandersetzung mit der Assoziationspsychologie Theodor Ziehens, der an der *Kaiser Wilhelms-Akademie* und später an der Berliner *Charité* einer der akademischen Lehrer Benns gewesen ist: Einer Kurzparaphrase der Ziehenschen „Theoreme“ (S.80) folgt die unkritische Wiederholung der 1985 von Friedrich Kittler vorgetragenen These, die Erlebnisaufschwünge Rönnes seien dem Symptomen-Muster der „Ideenflucht‘ von Maniepatienten“ (S.85) nachgebildet. Zweifellos hat der Verzicht auf eine philologische Erdung der Interpretation dazu beigetragen, daß hier im günstigsten Falle die bisherige Forschung reproduziert wird. So erklärt Gann einerseits das „*Psychiatrie*-Lehrbuch“ Ziehens zu „eine[r] der zentralen Bezugsquellen der *Gehirne*-Sammlung“ (S.85), ist aber andererseits nicht auf den Gedanken gekommen, diese Einschätzung anhand des im *Deutschen Literaturarchiv* in Marbach am Neckar mit den Anstreichungen Benns erhaltenen Leseexemplars zu überprüfen. Der Einwand zielt nicht darauf,

Archivarbeit zum alleinseligmachenden Mittel der Benn-Lektüre zu erheben, sondern darauf, daß sich die Studie an kaum einer Stelle auf die ‚mikrologischen‘, d.h. historischen und philologischen Dimensionen ihres Themas einläßt. Solche Umwege muß natürlich auch nicht machen, wer in Benns Texten umstandslos poststrukturalistische Theoriebausteine wiedererkennen will: Gilles Deleuzes delirierendes Schreiben (S.88), Lacans Mangel (S.89) oder Foucaults Bibliotheksphänomene (S.93). Dies ist nicht der Ort, um auf die Wechselfälle der deutschen Poststrukturalismus-Rezeption einzugehen. Doch schon ein flüchtiger Blick auf den zuletzt genannten Franzosen zeigt, daß das Problem nicht im Theorieparadigma, sondern in seiner Anwendung liegt: Gerade von Foucault hätte man lernen können, daß es nicht reicht, des Meisters Analyse der Bibliotheksphänomene Gustave Flauberts zu zitieren – ‚Phantasmen haben ihren Sitz [...] im gelehrten Fleiß‘ (S.94) –, sondern daß es darum gegangen wäre, die Bibliotheksphänomene Benns materialnah selbst zu erforschen.

Im dritten Teil der Studie versucht Gann, die Frage nach der Beziehung zwischen Literatur und Psychiatrie terminologisch bei den Hörnern zu packen und unterscheidet drei verschiedene Interaktionsformen: Affirmation, Negation und Simulation (S.98). Daß die beiden ersten Formen bei Benn anzutreffen sind, ist unbestritten. Die Frage ist nur, ob sich die Texte als ganze dieser Sortieroutine fügen. Kann das erste Beispiel Bennscher Wissenschaftsbejahung, das *Gespräch* (1910), noch überzeugen, so sind schon für *Epilog und Lyrisches Ich* (1921/27) Zweifel angebracht. Das liegt zum einen daran, daß Gann sich über den ersten, 1921 veröffentlichten Teil dieses Paratextes ausschweigt, obwohl darin nicht nur Benns Bericht über den beruflichen Bruch mit der Psychiatrie, sondern auch seine auf Depersonalisation lautende Selbstdiagnose enthalten ist (die von Benn in den 20er Jahren rezipierten Theorien der schizophrenen Regression werden gleichfalls nur am Rande erwähnt); zum anderen daran, daß er die poetologische Metapher der ‚Flimmerhaare‘ in der zweiten Texthälfte als Affirmation deutet. Dies einfach deshalb, weil der Ausdruck ein ‚zoologische[r] Fachbegriff‘ (S.107) sei. Da er aber zugleich ‚eine konventionelle Chiffre des Ästhetischen‘ darstelle, würden ‚die Grenzen zwischen Literatur und Biologie in höchst prekärer Weise unklar‘ (S.107). Prekär ist eher die hier gewählte Schematisierung, wie das Beispiel für die zweite Form (Negation) demonstriert: Fraglos handelt es sich beim *Modernen Ich* (1919) um eine drastische Wissenschaftskritik, aber sie operiert auf durchaus wissenschaftlicher, näherhin antidarwinistischer Basis. Mit der dritten, ‚Simulation‘ genannten Form schließt Gann erneut an Kittler an: Im Aufschreibesystem 1900 werde der Wahnsinn von der Literatur simuliert (S.119f). Trotzdem bleibt dieser Bezug dunkel, weil weder auf den psychi-

<sup>4</sup>Gann, Thomas: Gehirn und Züchtung. Gottfried Benns psychiatrische Poetik 1910-1933/34.  
Bielefeld: Transcript, 2007.

atrie- noch auf den mediengeschichtlichen Überbau Kittlers eingegangen wird.

Die geniepathographischen Essays Benns von 1930 werden im vierten Teil des Buches behandelt. Von der Darstellung der Konstitutionslehre Ernst Kretschmers (über die bio-soziologische Variante Wilhelm Lange-Eichbaums wird hingegen kaum ein Wort verloren) schlägt Gann schließlich einen Bogen zu Benns nationalsozialistischem Engagement 1933/34. Leider gerät dieses Schlußkapitel zu einem einzigen Ärgernis. Nachdem sich der Leser durch einen bunten Strauß von Hitler-Zitaten gekämpft hat, wird er mit der holprig formulierten Erkenntnis belohnt, daß sich Benns Texte im fraglichen Zeitraum „einer eindeutigen Subsumierbarkeit unter das Terrain staatstragender NS-Kunst“ entzögen, es aber eine Übereinkunft darüber gegeben habe, „im Namen der ‚Züchtung‘ biologische, politische und künstlerische Programmatiken [...] zu vereinigen“ (S.160). Führt man sich vor Augen, daß die Frage, was denn überhaupt als staatstragende NS-Kunst gelten sollte, 1933/34 allererst zwischen Goebbels und Rosenberg ausgehandelt werden mußte (nach italienischem Vorbild unter Einbindung der Avantgarde oder besser ohne sie?), wird deutlich, wie weit Gann hinter die minutiöse Rekonstruktion in Klaus Theweleits *Buch der Könige* (1994) zurückfällt. Auch über den Gegenstand im engeren Sinne – die Analyse der ideologischen Funktion des von Benn herangezogenen Wissens – lernt man wenig. Zum Problem wird dabei, daß dieses beispielsweise eugenische Wissen kaum noch aus der Psychiatrie, sondern immer häufiger aus der Biologie stammt. Das erklärt immerhin einige Schief lagen der Darstellung: So die in Unkenntnis der morphologischen Begriffstradition erfolgte Skizzierung der Form-Ästhetik Benns (S.167); die fehlende Differenzierung zwischen der darwinistischen Evolutions- und der antidarwinistischen Mutationstheorie (S.174f); die spekulative Anbindung der Bennschen Züchtungsträume an die Elitegehirnforschung Oskar Vogts (S.183f) u.a.m. Doch längst nicht alle Schief lagen lassen sich auf das Konto unzureichender Recherche setzen. Gerade in den originär literaturwissenschaftlichen Passagen des Schlußkapitels vermag man der Argumentation nur im Ausnahmefall zu folgen: Etwa wenn sämtliche passenden und unpassenden Griechen-Stellen in *Dorische Welt* als selbstreferentielle Verweise Benns auf das eigene Werk gedeutet werden, weshalb der Essay von 1934 als „testamentarischer Aufbewahrungsort früherer Texte“ (S.203) anzusehen sei; wenn Benn mit aller Gewalt ins Prokrustesbett der Lacanschen Theorie des Symbolischen gezwungen wird (S.215ff); oder wenn Gann allen Ernstes die Frage erörtert, ob Benns politische Einschätzungen 1933/34 nicht behandlungswürdige „Ansätze einer

wahnhaften [...] ‚Welt‘-Ordnung erkennen“ (S.205) ließen, nur um wenig später eilig zu versichern, daß er selbstverständlich keine „Psychiatisierung der Bennischen Schriften“ (S.209) betreiben wolle. – Darin dürfte Benn in der Tat nur schwer zu übertreffen sein: „Man denkt, man dichtet / gottweiß wie schön. / Und schließlich war man / bloß hebephren“ (ED I, 138).

Marcus Hahn (Siegen)